

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 35-36

Artikel: Die Leute bei uns
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Leute bei uns

Sie lassen fremde Leute für sich arbeiten ...

Sie leben gut und halten die Gemütlichkeit für ihre besondere Kunst, und wenn sie irgendwo hinkommen, wo es anders ist, so kritisieren sie zuerst die dortige Gemütlichkeit und meinen, ihnen tue es doch niemand darin nach.

Der wichtigste Teil des Volkes besteht aus den Leuten von etwa zwanzig bis fünf-, sechzehn Jahren, und diese sind es, welche den Ton angeben. Denn während dieses Alters üben sie das Geschäft, d. h. sie lassen, solange es geht, fremde Leute für sich arbeiten.

Wenn je ein Schatten ihre Seele trübt, so vertreiben sie sich die Zeit und ermuntern sich durch ihre große politische Beweglichkeit. Sie sind nämlich leidenschaftliche Parteileute, Verfassungsrevisoren und Antragsteller, und man merkt das, wenn sie eine recht verrückte Motion ausgeheckt haben und durch ihr Ratsmitglied stellen lassen, oder wenn wieder einmal der Ruf nach Verfassungsänderung ausgeht. Dabei lieben sie die Abwechslung der Meinungen und Grundsätze und sind stets den Tag darauf, nachdem eine Regierung gewählt ist, in der Opposition gegen diese.

Heute wollen sie das Veto haben und sogar die unmittelbarste Selbstregierung mit permanenter Volksversammlung, morgen stellen sie sich übermüdet und blasieren in öffentlichen Dingen und lassen ein halbes Dutzend alte Stillständer, die vor dreißig Jahren falliert und sich seither stillschweigend rehabilitiert haben, die Wahlen besorgen und lachen sich in die Faust wie jener Knabe, der sagte: «Es geschieht meinem Vater recht, wenn ich mir die Hände verfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe.»

Zu diesen Leuten gehört auch Johnny.

... sie demonstrieren ...

Es ergab sich für die Jungmannschaft eine Gelegenheit, auszuziehen: Einer benachbarten Obrigkeit sollte heiß gemacht

werden. Allein die Sache schlug fehl, und Johnny wurde gefaßt. Ihm war es zumute wie einem Schulknaben, welcher aus einer mutwilligen Herrlichkeit, die ihm für die Ewigkeit gegründet und höchst rechtmäßig schien, unversehens vom häßlichsten Schulmeister aufgerüttelt wird und der nun alles verloren wähnt. Er schämte sich, ohne zu wissen vor wem, er verachtete seine Feinde und war doch in ihrer Hand. Er war begeistert gewesen, gegen sie auszuziehen, und doch waren sie jetzt in jeder Hinsicht im Recht; denn selbst ihre Beschränktheit oder ihre Dummheit war ihr gutes Recht, und es gab kein Verbot dagegen.

und wollten nicht wählen

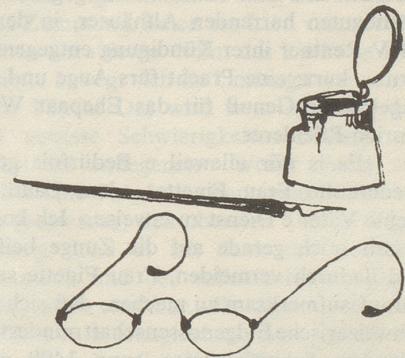
Es kamen wieder die Herbstwahlen. Zwar war eine große Stille im Land. Die Gegensätze hatten sich einigermaßen ausgeglichen und die Parteien einander abgeschliffen; es wurde in allen Ecken fleißig gearbeitet, man reformierte die Gesetze, machte neue, erstellte öffentliche Bauten, übte sich in einer geschickten Verwaltung ohne Unbesonnenheit und versuchte, gerecht zu sein.

Johnny dachte sich, da alles so gut ging im Land, sei kein Grund, den öffentlichen Dingen nachzugehen, und die Maschine würde schon nicht stillstehen, wenn er nicht wählte. Es war ihm unbequem, an einem so schönen Tag zu wählen, ja, wenn man es recht betrachtete, schien sogar ein Anflug von philisterhafter Lächerlichkeit an diesen Wahlen zu haften.

Die Mutter aber hieß ihn, stimmen zu gehen.

«Aber seit wann wird denn der Staat stillstehen, wenn einer mehr oder weniger mitgeht», sagte Johnny, «und seit wann ist es denn nötig, daß ich gleich überall dabei bin? Ich finde es einfach lächerlich.» «Das ist nicht Bescheidenheit, die aus dir spricht», sagte die Mutter, «sondern das ist Hochmut. Es genügt nicht, daß du unterläßt, was du an andern lächerlich findest. Sondern du mußt gerade das tun, was sie für lächerlich halten; denn was diesen Eseln lächerlich vor-

kommt, ist sicher etwas Vernünftiges. Man kennt diese Vögel an dem, was sie für lächerlich halten. Bei allen Kleinigkeiten, Vergnügungen und Dummheiten – da sind sie pünktlich und stellen sich ein, sich aber zu einer Wahlhandlung einzufinden, welche die Grundlage unseres ganzen öffentlichen Lebens ist, das soll lächerlich sein? Das soll im Ermessen jedes einzelnen stehen, der immer nach seinem Recht schreit, aber sobald dieses Recht nur ein bißchen auch nach Pflicht riecht, sein Recht darin sucht, keines zu üben? Sagt nicht, daß ihr ja immer da wäret, wenn es sein müßte! Wer nur da ist, wenn es ihn belustigt und ihm Spaß macht, der wird einmal ausbleiben und sich eine Nase drehen lassen, gerade wenn er am wenigsten daran denkt!»



PS. Die obigen Texte stammen – der Leser wird es gemerkt haben – nicht von Bruno Knobel, er hat sie nur ausgelesen aus Gottfried Kellers «Leute von Seldwyla» (aus der Einleitung sowie aus «Frau Regel Amrein und ihr Jüngster»), wobei die betreffenden Textstellen gekürzt und – da sie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen – leicht unserer heutigen Sprache angepaßt wurden. Zwar hat Kurt Guggenheim 1965 (im Artemis Verlag Zürich) das Buch «Das Ende von Seldwyla» herausgegeben. So völlig gestorben scheint es aber auch wieder nicht zu sein. Was Gottfried Keller vor über hundert Jahren sagte, würde er wohl dann und wann auch heute zu sagen Gelegenheit haben.